

Meinrad Lienert : Wahrer und Mehrer der Schwyzer Mundart

Autor(en): **Kälin, Wernerkarl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **60 (1965)**

Heft 1-de

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am 21. Mai 1965 jährt sich zum hundertsten Mal der Tag, da der lebenswerte Mundartdichter Meinrad Lienert geboren wurde. Er ist im Gegensatz zu vielen Mundartdichtern nicht vergessen. Sein Name ist eingegangen in die schweizerische Literaturgeschichte und besteht neben Josef Reinhart, Simon Gfeller, Rudolf von Tavel u. a.

Felix Moeschlin schrieb nach des Dichters Heimgang am 26. Dezember 1933: «Und das ist kein Märchen: Es kam ein Mann aus den Wäldern und war ein Dichter. Und Jahre darauf waren seine Lieder im Munde des Volkes, und das Volk wußte seinen Namen nicht mehr. Das aber war das Größte und Höchste, was ihm geschehen konnte, denn gibt es etwas Größeres und Höheres für einen Dichter, als ganz Volk zu werden?»

Meinrad Lienert wurde geboren im sonnigen Weinjahr 1865, am 21. Mai, als drittes Kind des Einsiedler Landschreibers Konrad Lienert, der ein starker, recht denkender Waldmann war, und der Marianne Ochsner aus dem kleinen Viertel Euthal. Seine Jugend wurde vorab durch seine Großmutter, Gertrud Lindauer, umsorgt, der er in seinen Werken mehrmals ein Denkmal der Liebe setzt:

Großmuetter, wänn chönd r?
I plange uf Ü (Euch).

Wett gäre äs Stündli
dr Meiredli sy.

Verständnisvolle Führung fand er auch bei seiner liedfrohen Mutter, «die auch schwere Tage sah». Ihr Herkommen aus einfachem Bauerngeschlecht ist ihr Adel:

My Muetter ist keis Herrechind,
äs nöitigs Buregöifli.

Hät doch dr Vater und erst mich
dur ihri Liebi gmacht wie rych!

Im abseitigen Tal der Sihl verlebte er die Jugendzeit, voll Sonne und erfüllt vom Glockenton. Die Kindertage hafteten derart stark in seiner Erinnerung, daß er eine ganze Reihe ‚Kindheitserinnerungen‘ bildhaft, erlebnisreich und episch breit zu erzählen wußte. Sein Gemüt blieb kindhaft und wurde nie von schweren Problemen erschüttert. Nach seinen Studien wurde er Notar und Redaktor in Einsiedeln, bis politische Kälte ihn drängte, in Zürich die Schriftleitung der Tageszeitung ‚Die Limmat‘ zu übernehmen. Doch nach einem Jahr ging sie als täglich erscheinendes Blatt ein, und Lienert wurde freier Schriftsteller, der oft schwere Tage sah, aber sich mannhaft durchrang, so daß er schreiben konnte: «Ich schreibe an meinem Tagwerk und schicke mich getrosten Herzens in den Willen Gottes.»

Sein größtes Erlebnis wurde Meinrad Lienert am 6. Juni 1893, als er seine Gattin, Marie Gyr, heimführte. «Ich brauchte ihr nicht lange nachzulaufen und mit den Nachtbuben um die Fenster zu toben.» Ihre Liebe wurde ihm zur großen Offenbarung. Sie überdauerte goldlauter wie ein edler Schatz die vierzig Jahre gemeinsamen Weges. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er für sie Liebesverse, von denen man meinte, ein junger Freier hätte sie verfaßt.

My Heimed ist dys Härz, Marie!
Willkumm dri bin i eistig gsy,
und bin em nu säwyrt vertloffe.

Äs sait: Gah, Heiweh, häb em no!
Hät Tag und Nacht d Tür offe glo.

Sein Schaffen wurde vom großen Verständnis seiner Gattin all die Jahre begleitet. Neben ihr durfte er seiner Kunst völlig frei sein, durfte Diener seiner Muttersprache und Barde seiner Heimat sein. Innige Liebe verband beide, auch dann noch, als Lienert schon in der kühlen Heimaterde ruhte. Und einen schönern Spruch hätte man auf den Leichenstein für die Gattin des Dichters nicht schreiben können als den letzten aus dem ‚Plangliedli‘, der so ganz die ewigjunge Liebe der beiden Edlen ausdrückt:

Nie goht s Herrgotts Sunne uf,
ist nie abegange,
ohni as zwei trüi Härz,

ärde- oder himelwärts,
ufenand tüend plange.

Für sich blieb Meinrad Lienert der Sohn der Schwyzerberge, wenn er auch lange Jahre am blauen ‚Scherben‘ des Zürichsees, in der Stadt, seinen Wohnsitz hatte. Einige Jahre besaß der Dichter am Zürichberg ein eigenes Häuschen. «Ein wenig war es mit diesem eigenen Hochsitz wie bei dem Fischer und seiner Frau Ilsebill im Märchen . . . Ich wollte zwar weder Kaiser noch Papst werden, der gutgelegene Poetenaussack schien mir Glücks genug. Aber da kam der Engel mit dem Schwert und sagte: Wandere!» Da zog er wieder hinauf ins Klosterdorf, zu Ende 1929 aber wieder nach dem Tiefland, diesmal nach Küsnacht. Dort ereilte ihn am zweiten Weihnachtstag 1933 der Ruf des Todes. Er ging heim, dorthin, «wo s kei Chummer git und Not, und wo kei Uhr, keis Härz meh bstoht.»

Jeder Vers – auch wenn er nicht eigens den Waldleutenamen trägt – steckt im Bergdorfkleid, jedes Geschichtlein und jede Erzählung birgt das Heimweh nach dem Tal hinter dem Etzel. Hier liegen die Wurzeln seines Schaffens: im Heimatgefühl, im Herkommen aus altem Bauernholz. Heinrich Federer rühmt ihm nach: «Er hat in seiner Dichtung nie einen Schritt auf fremdes Erdreich getan. Dafür wachsen sich die Menschen und Kartoffeln auf seinem schmalen Boden schmackhaft und echt aus, und aus ihrer Eigenart blickt das Uralte, Lustigschwermütige, Unverwüstliche des Adams und der Eva aller Zeiten und Meridiane.»

Meinrad Lienert hat sich in allen Gattungen der Dichtung in Ehren versucht. Er mühte sich fürs Theater, errang eine seltene Meisterschaft in der Erzählung und Einzigkeit im Lied.

Lange Jahre rang er um das geschichtliche Stück ‚Dr Schällechüng‘, den er in Mundart und Schriftsprache mehrmals überarbeitete. Die glanzvollste Aufführung an der Landesausstellung 1939 erlebte er nicht mehr, doch für die Eidgenossen jener Tage war es ein Aufruf. Der ‚Ahne‘ spielt in der Zeit der Innerschwyz Freiheitskämpfe. Zeitnah schrieb er sein Krippenspiel ‚Der Weihnachtsstern‘, das Federers hohe Anerkennung erhielt. Lienert sah sein Ungenügen für das Theater ein und wandte sich vermehrt der Erzählung zu. Er ist der geborene Fabulierer. Zuerst trat er 1890 mit einer Mundarterzählung ‚s Flühblüemli‘ hervor. Spitteler anerkannte seine quellfrische Sprache, wenn er ihm auch riet, für die Erzählungen sich der Schriftsprache zu bedienen. Später rühmte der nämliche kritischste Kritiker, Lienert habe alle Erwartungen als Erzähler übertroffen. Jahr für Jahr legte er ein neues Werk vor, immer straffer konzipiert, immer schöner gerundet, immer besser in der Form, bis er im ‚Doppelten Matthias und seinen Töchtern‘ und im ‚König von Euland‘ sicher seine Höhe erreichte. Seine Sprache ist nicht übersetzte Mundart; sie lebt zwar aus der Heimatsprache, ungezählte Wendungen entnimmt er ihr und bereichert sie dadurch. Heillos böse läßt er den Schulmeister in der ‚Hagelkanone von Hellikon‘ wettern über jene, die versuchen, unsere Mundart zu vernütigen und herabzuwürdigen.

Von der Lyrik Lienerts schreibt Spitteler: «Mein bißchen Kritik ist mir davongelaufen . . . mir jauchzt es, mir jubelt es, wenn ich an den Lyriker Lienert denke.» Geht es uns nicht auch so mit den Liedern aus dem ‚Schwäbelpfyfli‘?

Und s Pfyfli ist rüebig,
und d Liedli verby.
Dr Lieni ist duchte,
lot s Juze lo sy.

Cha sy, nu äs Echo
git s glych im Land Schwyz,
wo d Liedli tuet hüete
im Tälü absyts.

Wernerkarl Kälin, Einsiedeln